

herausragte. Auf den ersten Blick wirkte die Hütte, als würde sie den nächsten Sturm nicht überleben, und tat es dennoch seit dem Winter 1945.

Als Wolf die windschiefe Tür aufstieß, hörte er Trebitsch sagen: »Ein Ei, mehr kann ich nicht geben, gute Frau. Im Winter legen die Hühner schlecht, da steigen auch die Preise.«

Wolf kannte die Eierpreise nur zu gut. Fünf Zigaretten pro Ei oder sieben Reichsmark, wobei die offizielle Währung längst ihren Wert verloren hatte und auf dem Markt vorwiegend mit Zigaretten oder Ware gegen Ware gehandelt wurde.

»Aber der Ring ... Er ist echtes Gold«, widersprach eine raue Stimme leise.

Wolf betrat die düstere Bretterbude, und wie er nun sah, schacherte Trebitsch mit einer alten Frau um deren schlichten goldenen Ehering, den er zwischen Daumen und Mittelfinger hielt.

Wolf zog den Mantel enger um sich. Obgleich es nicht so kalt war, fröstelte er beim Anblick der Kundin, die einen dünnen Staubmantel, ein durchscheinendes Tuch um den Hals und sommerliche Schnürschuhe trug.

»Hier, Mutterl, haste noch hundert Gramm Zucker, die kannste bestimmt gegen ein Ei tauschen«, sagte Trebitsch und drückte der Frau ein braunes Papiertütchen in die Hand.

Manchmal, so dachte Wolf, hatte der Schlesier mildtätige Anwendungen, denn Zucker war heißbegehrt und pro fünfhundert Gramm stolze fünfundachtzig Reichsmark oder zehn Zigaretten wert. Offenbar tat die alte Frau, die sich nun zum Gehen wandte, dem Händler leid.

»Servus, Schlesier«, begrüßte Wolf den hageren Fünfzigjährigen, der eine abgetragene graue Lodenjoppe und dazu einen speckigen Hut trug, in dessen Band eine weiße Taubenfeder steckte. Trotz seiner regelmäßigen »Einkäufe« wusste Wolf lediglich, dass der Schlesier den Beruf des Goldschmieds erlernt hatte, was dessen Vorliebe für kostbare Juwelen erklärte. Im Januar 1945 war er mit seiner Familie nach Bayern geflohen, außerdem war er in Besitz einer Anmeldung für gewerblichen Handel. Trebitsch' Geschäfte mit Edelmetallen und Edelsteinen waren also von offizieller Stelle genehmigt, und er musste keine Razzien fürchten.

»Tach«, erwiderte der Händler.

Wolf griff in die Innentasche seines Kamelhaarmantels, fischte eine Anstecknadel in Form eines Schmetterlings heraus und reichte sie Trebitsch.

»Massives Gold und lupenreine Diamanten, ein Erbstück meiner Frau aus dem Familienschatz derer von Leonberg«, erklärte Wolf.

Begehrlich griff Trebitsch nach dem Schmuckstück, drehte und wendete es, langte schließlich in die Tasche seiner Lodenjoppe und förderte eine kleine Lupe zutage, die er sich ins rechte Auge klemmte. Dann hielt er die Brosche in das spärliche, durch ein winziges Fenster einfallende Licht und begutachtete die Tauschware ausgiebig. »Mein lieber Scholli ... So was sieht man selten.«

»Und, was sagst du?«, hakte Wolf nach, als ein weiterer Kommentar ausblieb.

»Erstklassige Arbeit.«

»Nichts anderes erwartet man von Cartier«, bemerkte Wolf und fügte hinzu, dass

Ricarda von Leonberg, seine verstorbene Schwiegermutter, dieses Stück um die Jahrhundertwende in Paris erworben habe. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wie teuer die Brosche seinerzeit gewesen war, aber selbst wenn sie ein Vermögen gekostet hatte und Ricarda sich im Grabe umdrehen würde angesichts des Verkaufs, war sie heute hoffentlich wertvoll genug für Champagner, Butter, Käse und Eier.

»Drei Flaschen Sekt«, sagte der Händler.

»Wir hatten französischen Champagner ausgemacht«, erinnerte Wolf den Mann.

»Ist nicht auf dem Markt.«

»Gut, dann aber fünf Flaschen von dem Sekt.«

Trebitsch antwortete nicht, sondern begutachtete das Schmuckstück abermals, als suchte er nach Fehlern, die den Wert schmälerten. Als die Tür knarrend geöffnet wurde, gab er Wolf die Brosche zurück und wandte sich ab.

Ein junges Pärchen mit einem Kind auf dem Arm trat ein. »Guten Morgen«, grüßte der Mann.

»Bin sofort bei Ihnen«, erwiderte der Schlesier.

»Fünf Flaschen«, forderte Wolf erneut.

»Drei«, antwortete Trebitsch unnachgiebig.

»Sieh dir das gute Stück noch mal ganz genau an«, drängte Wolf. »Fünf ist es doch mindestens wert.«

»Harter Hund«, raunte Trebitsch.

»Halsabschneider«, erwiderte Wolf wie üblich und drückte Trebitsch die Anstecknadel wieder in die Hand.

Damit war der Handel abgeschlossen. Zumindest für Trebitsch. Wolf verstaute drei Flaschen Sekt in der Aktentasche, die anderen beiden in den Innentaschen seines Mantels und verabschiedete sich mit kurzem Nicken. Er würde ein, zwei Stunden benötigen, um die restlichen gewünschten Delikatessen zu finden, und zwei oder drei von den Sektflaschen für sie eintauschen.

Abends lehnte Wolf sich zufrieden in dem dick gepolsterten dunkelbraunen Ohrensessel zurück, griff nach der handgearbeiteten Dose aus Teakholz auf dem Marmortisch, nahm eine Camel heraus und zündete sich die Verdauungszigarette an. Ein höchst verwerfliches Vergnügen, Schwarzmarkt-Währung »zu verbrennen«. Doch für ihn war es wie eine Beschwörung einer nahen Zukunft ohne Zwangsbewirtschaftung. Irgendwann würde, *musste* dieses Elend doch vorbei sein. Und ohne eine Zigarette nach dem delikaten Silvesterbüfett wäre der letzte Abend des Jahres nur der halbe Genuss.

Wie üblich hatte Friederike, seine hochgeschätzte Köchin, gefüllte Eier, Schinkenröllchen, geräucherten Fisch, Käsehäppchen und vor allem den delikaten Kartoffelsalat mit selbst gemachter Mayonnaise und Essiggurken zubereitet. Seiner Meinung nach der perfekte Jahresabschluss, wie ihn schon seine Eltern, Gott hab sie selig, gefeiert hatten. Nun führte er diese Tradition mit seiner eigenen Familie fort. Ein klein wenig drückte ihn das Gewissen, denn er und seine Lieben lebten in der von den Eltern

hinterlassenen, unversehrten Villa, und er besaß genug Schmuck und andere Wertgegenstände, um auf dem Schwarzmarkt alles zu beschaffen, was zum Leben nötig war. Anders als die meisten Bürger der Stadt. Trotz Kriegsende litten die Menschen unter der Geisel der Zwangsbewirtschaftung, hungerten sich von einem Tag zum anderen, und Millionen Vertriebene verschärften die Situation zusätzlich. Seine Familie musste den Gürtel jedoch nur ein wenig enger schnallen, ihnen erging es nicht wie den ausgebombten Menschen, die in eiskalten Kellern hausten, deren fehlende Fensterscheiben durch Holzlatten oder Pappe ersetzt wurden. Auch das Anstehen in diversen Geschäften blieb seiner Haushälterin erspart. Dank des Schlesiens und diverser Kontakte aus den für ihn durchaus lukrativen Kriegszeiten war die Speisekammer stets gut gefüllt. Konrad, sein Chauffeur, Gärtner und Friederikes Ehemann, kümmerte sich um die Holzscheite für den Kamin, die eine heimelige Stimmung verbreiteten.

»Verdauungsschnäpschen?« Wohlwollend blickte er zu Helene, deren schwarzes Cocktailkleid ihre Porzellanhaut vorteilhaft betonte. Seine geliebte Gattin hatte es sich mit einem Brokatkissen auf dem breiten Chesterfieldsofa bequem gemacht. Neben ihr saß Elvira, seine ältere Schwester, und in dem Sessel am anderen Ende des niedrigen Marmortisches Luis, ihr energiegeladener Sohn. »Ich könnte die erste Flasche Sekt köpfen.« Wolf sah auf seine goldene Armbanduhr. »Gut zwei Stunden bis Mitternacht, aber wenn euch jetzt schon danach gelüftet, ich bin dabei.«

»Ich auch«, bekräftigte Neffe Luis, der für jede Feier zu haben war. »Ein Gläschen in Ehren kann niemand verwehren, heißt es doch.« Er erhob sich und meinte: »Ich hol 'ne Pulle aus dem Eis.«

»Und ich kümmere mich um die Gläser«, erbot sich Elvira.

Wolf nickte seiner Schwester zu und lächelte seine Gattin an. »Helene, meine Liebe, wonach steht dir der Sinn?« Lässig strich er sich über das akkurat gestutzte Menjou-Bärtchen. In den Anfangswochen ihrer Ehe war es das geheime Zeichen gewesen, dass er sie später gern in die Arme nehmen und lieben wollte, wenn sie es ihm erlaubte.

Doch Helene reagierte nicht, starrte apathisch an ihm vorbei in eine Zimmerecke. Wolf verstand. Sie würde ihn auch heute wieder nicht erhören, was er notgedrungen akzeptierte. Sein eheliches Recht mit Gewalt zu beanspruchen käme ihm niemals in den Sinn. Er war kein Barbar, und wenn er im gemeinsamen Schlafzimmer nicht willkommen war, konnte er sich andernorts entspannen.

Helene war nicht ohne Grund so teilnahmslos. Sie trauerte um Johannes und Heinrich, ihre über alle Maßen geliebten Zwillingssöhne, die sie unter großen Schmerzen geboren hatte. Die mit neunzehn Jahren in diesen gottverdammten Krieg geschickt worden und nicht zurückgekehrt waren. »Heldenhaft für Volk und Vaterland gefallen«, stand in der Nachricht, die ihrer beider Hoffnungen wie eine verheerende Brandbombe vernichtet hatte. Keine einzige Nacht war seit jenem Tag im Januar 1945 vergangen, in der Helene nicht um ihre Söhne weinte. An dem sie das Schicksal nicht verfluchte und sich wünschte, selbst bei einem der schweren Fliegerangriffe auf München umgekommen zu sein. Ganze Straßenzüge waren von den Alliierten in Trümmerfelder verwandelt worden, warum nicht

auch die Möhlstraße. Selbstverständlich war Wolf ebenfalls in tiefer Trauer. Nur zu gut erinnerte er sich daran, welch ein Glücksgefühl die Geburt der Zwillinge in ihm ausgelöst hatte. Seine geliebte Frau hatte ihm gleich zwei Stammhalter geschenkt. Und dieser elende Krieg hatte ihm beide genommen. Viele Male hatte er sich seitdem gewünscht, er könnte all sein Hab und Gut, das Haus und sein gesamtes Vermögen gegen seine Söhne eintauschen. Freudig würde er in einer kalten Kammer ohne schützendes Fensterglas hausen, wenn dies das Schicksal ändern könnte. Aber es war unmöglich. Geschehenes ließ sich nicht rückgängig machen. Es hatte keinen Sinn, mit der Vergangenheit zu hadern. Die Überlebenden waren dazu verdammt weiterzumachen. Niemand kümmerte sich um die Verluste Einzelner. Man war gezwungen, nach vorne zu schauen, weiterzumachen, das Leid zu ertragen. Das Leben nahm keinerlei Rücksicht auf Tränen oder Trauer. Notgedrungen hatte er gelernt, damit umzugehen. Es war sinnvoller, sich in die Arbeit, in neue Aufgaben zu stürzen und sich den Herausforderungen zu stellen, die der Frieden mit sich brachte. Und er war mehr als bereit dazu mitzuhelfen, das Land wiederaufzubauen.

»Wie es Celia wohl geht?«, unterbrach Helene seine Betrachtungen. »Sie hätte doch mal schreiben oder anrufen können. Irgendein Lebenszeichen schicken können.« Müde sah sie ihn mit ihren wunderschönen grünen Augen an. Als wüsste er mehr als sie. Als besäße er eine magische Kugel, die verriet, wie es ihrer einzigen Tochter ging, die nach Berlin geheiratet hatte.

»Sicher ist sie wohlauf, meine Liebe«, beschwichtigte Wolf seine Gattin und lächelte ihr aufmunternd zu. »Mach dir nicht so viele Gedanken, bestimmt kommt bald Nachricht. Auf die Post ist doch immer noch kein Verlass. Celias letzter Brief war wochenlang unterwegs gewesen, wenn du dich erinnern magst. Du weißt ja, die Alliierten haben in Berlin keinen Stein auf dem anderen gelassen, und es geht nun mal nicht so schnell, die Telefonverbindungen vollständig wieder herzustellen. Weiß der Kuckuck, wie lange es dauert, das gesamte Land in den Normalzustand zu versetzen.« Ganz so prekär war die Lage zwar nicht, und auch Briefe wurden inzwischen schneller befördert, aber die kleine Schwindelei beruhigte Helene, das sah er an ihrem Aufatmen.

»Ach, Wolf ...« Seufzend strich sie über das dunkelblaue Lederkästchen, in dem sie die Eisernen Kreuze der Zwillinge verwahrte und das sie nur selten weglegte. »Ich wünsche mir so sehr ein Enkelkind. Ein Baby, als Zeichen der Hoffnung.«

»Gewiss, gewiss«, stimmte Wolf ihr zu. »Aber wir sollten uns noch ein wenig gedulden. Celia ist doch erst seit ein paar Monaten verheiratet, so schnell schießen die Preußen eben nicht.« Er lachte laut über seinen Scherz, gönnte sich einen tiefen Zug aus der Zigarette und blies gekonnt einige Rauchkringel in den herrschaftlich möblierten Wohnraum. Hoffentlich hat der preußische Herr Schwiegersohn genug Munition im Lauf, um das sehnlichst erhoffte Enkelkind zu produzieren, feixte er im Stillen. So ein süßes Wickelkind würde Helene aus ihrer Lethargie reißen, ihr nach beinahe zwei Jahren tiefer Trauer wieder neuen Lebensmut und Zuversicht verleihen. Er wünschte sich natürlich auch einen Erben, aber noch mehr, dass seine Frau endlich aufhörte zu trinken, wieder mehr auf ihre Erscheinung achtete und nicht den lieben langen Tag im Dämmerzustand verbrachte.

Euphorisch hatte er am Nachmittag registriert, dass Helene sich von Elvira das dunkelblonde Haar hatte frisieren lassen und den abscheulichen geblühten Morgenrock gegen ein wenn auch schwarzes Cocktailkleid getauscht hatte. Er selbst trug einen maßgeschneiderten Smoking, wie Neffe Luis. Seine Schwester hatte ein smaragdgrünes Taftkleid gewählt, das zu ihren dunklen Haaren sehr apart aussah.

Im Hause Wagner wurden Weihnachten und Silvester seit jeher auf großbürgerliche Art und Weise gefeiert. Auch während der Kriegsjahre war im Salon ein prächtiger Tannenbaum geschmückt worden. Trotz der vorherrschenden Zwangsbewirtschaftung hatte er am vergangenen Heiligabend alle reich beschenken können. Anschließend hatten sie sich wie jedes Jahr Forelle schmecken lassen und das Mahl mit gut gekühltem Riesling begossen. Am ersten Feiertag war eine Weihnachtsgans in Begleitung von Knödeln und Blaukraut serviert worden, gekrönt von Rotwein aus den eigenen Vorräten. Und zum nachmittäglichen Kaffee hatten sie an Friederikes selbst gebackenen Weihnachtsplätzchen geknabbert. Französischer Champagner am letzten Tag des Jahres war eigentlich ein festgeschriebenes Ritual. Der popelige Sekt war natürlich kein gleichwertiger Ersatz.

Luis kam mit einer Flasche im Eiskübel und einer zweiten unterm Arm zurück. »Jubel, Trubel, Heiterkeit ...«, scherzte er launig.

Elvira folgte ihrem groß gewachsenen Sohn mit einem Silbertablett, auf dem sie vier Sektschalen balancierte.

Seine Schwester und ihr Sohn waren im Dezember 1944 beim schwersten Luftangriff auf München ausgebombt worden; fast zeitgleich hatte Elvira auch noch die Nachricht vom Tod ihres Mannes erhalten. Seitdem wohnte sie mit Luis in der Villa. Wolf hatte die beiden nur zu gerne aufgenommen. Platz genug war vorhanden, zudem glaubte er, dass seiner resoluten Schwester mit der Zeit doch noch das Kunststück gelingen könnte, Helene aufzumuntern. Das frisch ondulierte Haar seiner Gattin war für ihn ein erster Lichtblick.

Luis übernahm geschickt das Entkorken der Flasche, schenkte ein und verteilte die Sektschalen.

Wolf erhob sein Glas und blickte Helene direkt in die Augen. »Auf eine bessere Zukunft! Mögen unsere Träume wahr werden und meine Zeitschrift Millionen von Lesern begeistern.« Es drängte ihn, mit seiner Frau über die Pläne für die Illustrierte zu diskutieren, hatte sie ihm doch versprochen, mit ihm durch gute wie auch schlechte Zeiten zu gehen.

Helene lächelte jedoch nur müde. »Auf unsere liebe Celia!«

Luis erhob sein Glas. »Nie wieder Krieg, immer einen vollen Teller und gerne ein volles Glas!« Übermütig tupfte sich der bald Neunundzwanzigjährige einen Tropfen Sekt hinters Ohr.

»Darauf ein verdammtes Amen«, fügte Elvira lachend hinzu.

Wolf wusste, dass sie seit dem Tod ihres Mannes nur noch an den Teufel glaubte. *Gott* war für sie zu einer boshaften Märchenfigur geworden, eine, die lediglich die Schurken und Verbrecher begünstigte.

Wolf nahm einen kräftigen Schluck und genoss das Prickeln im Mund. Das Platzen der kleinen Bläschen empfand er stets als erfrischenden Genuss.